

An einer alten Kiesgrube

Autor(en): **Ehrhart, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 13

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der folgenden Nacht war Vollmond. Der Hund heulte wie nie vorher. Ich lag wach, paßte auf, daß ihm niemand was tat und dachte darüber nach, wie man da wohl helfen könne. Einmal mußte die Geschichte doch ein Ende nehmen. So ging es nicht weiter. Ich grübelte hin und her, aber es fiel mir nichts Gescheites ein. Plötzlich — ist alles still. Es ist so still, daß es beinahe feierlich ist. Ich stehe auf und schaue durchs Fenster...

Über der Jenz'schen Kate steht der Mond. Es ist ganz hell, man kann weit auf die See hinaussehen. Und es ist harter Frost. Auf dem Weg vor dem kleinen Hause steht der Hund und macht „Soldat“. Mit steifen Beinchen, als

trübe er wieder sein kleines Gewehr, geht er vor dem Zaun ernsthaft auf und ab, hin und her, auf und ab. Er zittert jämmerlich, er kann sich kaum auf den Beinen halten, aber er geht und geht. Er fällt, steht auf und fängt zu tanzen an. Keiner pfeift. Aber er tanzt, tanzt immer wilder, stürzt, rafft sich auf, taumelt wieder. Die Zunge hängt ihm weit aus dem Halse heraus.

Endlich krieg ich das Fenster auf, rufe, aber er kann mich ja nicht hören, so röchelt er... Herrgott noch einmal! Pietsch!

Da liegt er wieder! Na — kommt er nicht mehr hoch? — „He — Hallo? Pietsch!“

Als ich hinauskam, war er tot.

An einer alten Riesgrube.

Von Otto Ehrhart.

Am Rande des Moores liegt eine mächtige, grüne Versenkung. Wenn du von den flachen Feldern kommend, durch wogendes Korn eine Weile in nördlicher Richtung dem Moore zuschreitest, mußt du unbedingt auf sie stoßen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre: Du trittst aus den Ähren und schaust mit hellem, verwundertem Entzücken in die Tiefe. Hier, wo ringsum Korn gleitet, dessen Ferne nur das braune, flimmernde Moor umspannt; wo der Habicht wie gelangweilt durch die glasige Bläue zieht — erschließt sich vor deinen Augen ein kleines Paradies. Wie ein freundliches Tal liegt die alte Grube zu deinen Füßen, bewachsen, begrünt mit Gras, mit Blumen, Büschen, Bäumen und Stauden. Zwischen Binsen und Schilf schläft ein kleiner behaglicher See und himmelt die Sonne an.

Es ist unendlich lange her, die ältesten Bauern können sich kaum noch dessen entsinnen, da wurde hier Ries gefahren. Durch viele Jahre hindurch holten sich die Bauern der weitesten Umgebung, die Möslers, welche damals noch bitter arme Teufel waren, hier ihren Bedarf an Sand- und Wegebaustoffen. Wenn du die gewaltige Grube siehst, ahnst du ungefähr, was die Vorfahren der heutigen steinreichen Mooshöfe geleistet haben. Du bewunderst ihren Fleiß, aber es tut dir doch zugleich weh, daß ihre Felder, welche damals ferne, weiße Flecke in der Landschaft waren, nun bis hierher gedrungen sind. Daß das ernste, melancholische Moor mit seinen Sümpfen, Bächen und Weihern, mit den krüppeligen Kiefern, blitzenden Weiden und dem

tausendfachen Widerschein des Sonnenglastes nun immer weiter gedrängt wird. Immer weiter hinaus bis an das Ende, wo wieder Felder, Dörfer, Städte, Schienenstränge und Telegraphenstangen beginnen. Wo die Kultur haust. Ich glaube aber, es geht dir genau so wie mir, du bist glücklich, wenn du noch einen Fegen alte Erde erwischt, du kannst wie ich mit der Schwalbe nach dem nahen Kirchturm flitzen, mit einer morgenseligen Berche in den Himmel steigen, und du wirfst traurig vom Leid der novembernebel-umrauchten Kiefer, wenn die schluchzenden Meisen in ihren gefrorenen Zweigen läuten. Nun — weil du so bist, kann ich dir auch von meiner lieben Grube weiter erzählen.

Ich weiß nicht, wie es auf einmal kam, hatte man einen näheren, besseren Riesgrund entdeckt, haute man weniger oder begann man bereits die durch das Moor führenden Straßen zu pflastern — kurz und gut — man war dabei, die alte Grube zu vergessen. Der Weg zerfiel, die Heide wuchs wieder über die Wagenspuren, und bald war sie der vollkommenen Vergessenheit anheimgefallen. So lag sie mitten im Moore, verloren und versteint, als eine Öde, die jedes Lebewesen mied. An ihrer tiefsten Stelle sammelte sich nun das Grundwasser, und dieser alte Tümpel brachte das erste Leben in die kahle Tiefe. Frösche und Salamander fühlten sich in dem brackigen Wasser unendlich wohl und vermehrten sich ungeheuer. Was Wunder, wenn nun öfters die Wildenten zu Besuch kamen, um in der reichen Schüssel zu fischen. An den Füßen, im haftenden Gefieder brachten sie allerhand

nützliche Dinge mit. Schilf- und Binsensamen, Wassermoose und Wasserkräuter, ja, sogar Fischlaich. So entstand bald eine üppige Vegetation im Teiche, in dessen nun von vielerlei Lebewesen strotzendem Wasser sich die dicken, goldgrünen Schleien träge und behaglich sonnten.

Inzwischen war der Wind nicht faul gewesen. Dieser konnte den toten Grund nicht leiden. Was er fand, warf er in die nackte Grube hinab und wühlte es gut ein. Jahre vergingen, und immer dichter schossen Kraut wie Unkraut, Gras und Blumen aus dem anfangs so mageren Boden. Hier regierte eine Königsferze, und dort überzog der gemeine breitblättrige Lattich ganze Strecken des neugefundenen Landes. An den sonnigen Hängen wehte der Mohn. Margueriten, Kornblumen und duftende Kamillen faßten an den blühenden Ränften Fuß. Beinwell und Schierling, Sauerampfer und Kohldisteln fanden die feuchtwarme Tiefe wohnlich und gut. Jetzt sah die alte Riesgrube schon ganz anders aus. Aber der Wind ist ein wilder Gärtner. Dies alles genügte ihm noch nicht. War erst Humus da, so wuchsen auch andere Dinge! Nun schleifte er Baum- und Sträucheramen daher. Bald entsprangen dem Grunde die schnell wachsenden Weiden, Erlen, Schlehdorne, ein paar Birken schossen empor, und in ihrer Mitte trieb eine lustig schwägende Pappel der blanken Himmelsbläue entgegen. Kein Stein war mehr zu sehen. Das Buschwerk verranfte sich zu undurchdringlichem Gefilze, und die sonst so gemiedene Grube ward auf einmal vielen Tieren gern gesuchter, schützender Aufenthalt. Die Birken wehten froh vom Grunde, und die kleine Pappel wuchs und trieb kühn über den Rand der Grube hinauf — immer hoch und höher — so hoch, daß sie nun auf einmal bequem über das freie Land blicken konnte. Nun ward sie Zuginsland und Türmer zugleich und meldete alles, was da draußen vor sich ging, in das kleine Tal hinab. „Enten fliegen übers Moor, jetzt sind sie überm Riesenwald. Ich glaube, wir kriegen Besuch.“ Oder: „Bei den Moorwiesen wird schon gemäht — man sieht genau die blitzenden Sense.“ Sie wußte zuerst vom Wechsel der Jahreszeiten, wenn sie in die Grube rief: „Kinder, im Gebirge schmilzt der Schnee, ich fühl's genau, in meinen Haaren weht der Föhn.“ Und im Spätsommer geschah es, daß sie plötzlich sagte: „Der Herbst! Eben sah ich die erste Marienseide fliegen . . .“ Nun wirst du mir glauben, was ich am Anfang sagte: Die

große Grube ist ein Paradies, und nur wir beide wissen, wo es liegt.

* * *

„Dämmerung! Von den fernen Dörfern wallt der Abendsegen frommer, dunkler Glocken. Über die Felder zieht sacht die milde Sommernacht. Millionen funkelnder Sterne baden im kleinen See. Ein leiser Wind geht durch den Raum.

Jetzt knistert es oben im Rorne, raschelt. Eine spitze Schnauze fährt aus den Halmen, ein langes dunkles Etwas hinterher. Grüne Lichter glühen, und dann sinkt das Ganze wie ein Schatten in die Grube hinab.

Die Pappel flüstert im Traume. Die Erlen nickten sachte vor sich hin, und im Schlehdorn schluchzt, das kleine Köpfcchen in den warmen Flaus gesteckt, eine junge Amsel glücklich im Schlaf. Weiße, samtene Stille. Nur ab und zu, wenn ein Lüftlein durch die Binsen fährt, knirschen sie leise, und raschelt das Schilf.

Nun ist das Dunkle wieder da. Dort, am Rande des Schilfes liegt es und schläft. Nein, es bewegt sich ja! Aber du hörst keinen Ton, keinen Laut.

Im schützenden Schilf schlafen drei Enten. Ein Erpel und zwei braune Weibchen. Manchmal, wenn sie der Wind zu nahe ans Ufer getrieben hat, ziehen sie den Kopf aus dem Gefieder, putzen sich und schwimmen wieder tiefer in den Teich hinein. „G'Nacht — G'Nacht,“ sagt die eine, „nag — nag“, antworten die andern schon wieder tief im Schlaf. Ein spätes Leuchtkäferchen irrt liebesuchend über den Teich. Jetzt ist es drüben im Gestrüpp. Wie ein fernes Lichtsignal winkt dann und wann der freundliche Funken durch das Gezweig. Srrrrrrr — — — tut ein Abendpfauenaug in den Weiden. Es ist der einzige Laut in der Grube. Der große, schöne, schwirrende Nachtfalter dort in den Weiden.

Am Rande des Schilfes, gerade da, wo die Enten schlafen und die vielen Weiden stehen, wo das Wasser einen seichten Arm in den dämmernden Grund reißt — liegt ein großer, schwarzer Maulwurfshaufen. Merkwürdig nah am Wasser. Es muß schon ein besonders feuchte liebender Maulwurf sein, weil er so nah am Wasser baut. Der Schatten aber bei den Binsen — siehst du — ist nimmer dort.

Inzwischen ist nun gut eine Stunde vergangen, vielleicht auch zwei. Man merkte es kaum, so schön ist die laue Sommernacht. Du fühlst

die Welt atmen. Leis' weht das Gras. Ab und zu fällt ein müder Stern zur Erde. Ganz fern — unglaublich fast, daß es so etwas noch gibt, schüttelt der Pfiff einer Lokomotive. Hier ist Friede!

Spinnwebfeiner Hauch wallt über das Wasser. Aus der Tiefe steigt es kühl. Es zieht. Allmählich werden die Schleier dichter. Im Gebüsch wallt und brodelst es. Bald sind der Weiber, das Gras, die Binsen und das Schilf vom Nebel bedeckt. Wie kleine, runde Steine starren die Häupter der Weiden aus dem Gewoge. Erlen und Dickicht sind auf einmal „Insel“ geworden. Ein kleines Giland, in dessen Mitte sich steif und stumm die Pappel erhebt. Wie der Finger eines alten Schulmeisters reckt sie sich in die Höhe. Ach, man muß doch lachen, wenn man bedenkt, wie ernst auf einmal das geschwätzige Bäumchen tut. Als ob man es nicht genugsam vom Tage her kannte.

... Wenn der Nebel fällt, setzt er Tau. Daran muß man jetzt denken. Und auf einmal denkt man auch an die Sonne, die den Tau beglänzen soll. An den köstlichen Morgen, wenn alles blüht und blinkt, und die ganze Erde dampft und leuchtet. Es muß doch kühl sein — sonst würde man wohl nicht so denken.

Ähnlich mögen jetzt auch die Enten empfinden. Bewußt oder unbewußt, nun das weiß man nicht. Jedenfalls werden sie zunehmend unruhiger und schwimmen öfters hin und her. Sie graben die Köpfe tief unter das Gefieder und nicken wieder ein. Anscheinend aber geht es nicht mehr so recht mit dem Schläse. Die Füße hängen klamm im Wasser, und ihr Gefieder ist vom nassen Nebel wie mit Perlen besetzt. „Nag — nag“ sagt die eine, schüttelt sich und protestiert dann plötzlich laut: „Gnaaf — gnaaf — gnaaf“ zu deutsch etwa: „Ich finde, es ist frisch, und geh an Land.“ Die andern meinen auf

entisch, immer noch bösend, dasselbe. Im selben Tone, wie ein Mensch etwa in der grauen Frühe zu seinem Gefährten sagt: „Ja, es ist kalt, heizen wir ein,“ so schnattern sie jetzt beide „Gnaaf — gnaaf — ja, gehn wir zusammen an Land.“

Also schwimmt das Geschwader, das Männchen voraus, bald darauf dem flachen Delta entgegen, in den seichten Arm bei den Weiden, wo der große Maulwurfshaufen liegt. Schon spaziert der Enterich an Land, und die zweite Ente ist eben dabei, den andern Fuß aus dem Teich zu ziehen, da platscht sie in jähem Entsetzen wieder ins Wasser zurück. Der schwarze Maulwurfshaufen hat sich vorgeschneilt, schneller als man „Eins“ sagen kann, und beißt den Erpel in die Kehle. Ein irrsinniger Schrei erschüttert die Nacht! „Grrrrroooo — ach!“ Die beiden Weibchen werfen sich taumelnd in die Luft. Flügelklatschen. Hastig streichende, klingelnde Schwingenschläge. Dumpfes Krachen. Köcheln. Aus ...

* * *

Hoch über dem Kornfeld schwirren im spätnächtlichen Mondschein zwei jammernde Enten über das Moor und wissen nur das eine: „O, Gott — O Gottogottogott!“

* * *

Wie aus dem Nebel gerissen steht auf einmal am Rand der Grube ein Fuchs. Schlank, mit buschiger Lunte, mit teuflisch froh glitzernden Lichtern, den Erpel quer im Fang, zwinkert er in das Korn hinein. Er siebt den Wind, und, nachdem er ihn rein befunden, schnürt er mit leichten, schleichenden Tritten in das Feld hinein.

Ein Kauz schurhut im Moose. Im fernen Dorfe verbellt ein trauriger Hund den Mond.

Die Erde riecht tief, und die silbernen Nebel wallen, sachte, friedvoll über das Land.

Rüchensünden.

Die Kochkunst hat die Aufgabe, unsere Nahrungsmittel verdaulicher zu machen. Speisen, die nicht schmackhaft sind, üben keine Anregung auf den Verdauungskanal aus. Es müssen aber die Speisen nicht allein schmackhaft sein, sie müssen auch so appetitlich hergerichtet werden, daß einem beim Ansehen der Gerichte, wie man sagt, das Wasser im Munde zusammenläuft. Schon bei der Vorstellung einer appetitlichen Speise fängt der Magen an, seinen Verdau-

ungsjaft abzusondern, und damit ist der erste Schritt zu einer guten Verdauung und Bekömmlichkeit der Nahrung geschehen.

Mit wenig Mitteln läßt sich das aufgetragene Essen dem Auge angenehm herrichten. Man braucht nur saubere Schüsseln und Teller, vielleicht eine kleine Verzierung mit Peterilie und Salat, zum Beispiel gehackte Peterilie auf Spiegeleier, Tomatensauce auf Reis sieht hübsch und appetitlich aus. Man vergesse auch nicht,